Zeitschrift: Bulletin suisse de linguistique appliquée / VALS-ASLA

Herausgeber: Vereinigung für Angewandte Linguistik in der Schweiz = Association suisse de linguistique appliquée

Band: - (2000)

Heft: 72: Sprachliche Gleichstellung von Frau und Mann in der Schweiz : ein Überblick und neue Perspektiven = La féminisation de la langue en Suisse : bilan et perspectives = La femminilizzazione della lingua in Svizzera : bilancio e prospettive = L'egualitad linguistica da dunna ed um en Svizra : bilantscha e perspectivas

Artikel: Beidnennung und kognitive Repräsentanz

Autor: Stocker, Christa

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-978255

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Beidnennung und kognitive Repräsentanz

Christa STOCKER
Universität Zürich, Deutsches Seminar, Schönberggasse 9, CH-8001 Zürich;
cstocker@ds.unizh.ch

The studies by BRAUN et al. (1998), KLEIN (1988) and KHOSROSHAHI (1989) show that masculine generics (appellatives and pronouns) tend to trigger associations of males rather than of males *and* females. Even the use of gender splittings and neutral generic pronouns (*he or she, she or he, they*) respectively does not inevitably lead to an appropriate mental representation of female and male referents. The fact that women often remain mentally underrepresented in gender neutral situations, even though the personal reference is carried out through gender splitting forms, depends on the mechanisms of categorization, on the fact that most situations are gendered, and on a general gendercentrism. Associations made by recipients therefore crucially depend on the following three factors: First on the recipient's gender, second on whether a situation is dominantly linked to male or female connotations, and third on whether the named category has gendered category-bound features.

Im Zuge der Bemühungen um die Gleichstellung der Geschlechter wurden Versuche unternommen, habituellen Sprachgebrauch zu verändern. Das Deutsche sollte nicht länger *«Männersprache»* (PUSCH 1984) bleiben, sondern man wollte den Frauen eine den Männern ebenbürtige Repräsentanz in der Sprache verschaffen. Diskutiert wurden in diesem Zusammenhang vor allem Fragen der nominalen und pronominalen Personenreferenz, wobei die Verwendung des generischen Maskulins zur Referenz auf gemischtgeschlechtliche Personengruppen aufgrund der Formidentität mit maskulinen Bezeichnungen am prominentesten und häufigsten kritisiert wurde[1]. In der feministischen Sprachkritik herrschte Konsens darüber, dass Frauen und Männer sprachlich gleichbehandelt werden sollten, so z. B. durch die Sichtbarmachung von Frauen an der sprachlichen Oberfläche mit Hilfe der expliziten Verwendung auch femininer Personenbezeichnungen, da angenommen wurde, dass die sprachliche Unterrepräsentanz Frauen auch in ihren gesellschaftlichen Möglichkeiten behindere (vgl. z. B. BRAUN et al. 1998)[2]. Auf diesem Hintergrund sollte die formale Veränderung der Sprachpraxis auf die Kognition der Rezipierenden zurückwirken und zur stärkeren Wahrnehmung der Frauen auch in der sozialen Wirklichkeit führen, das heisst die Gleichstellung der Geschlechter in der Gesellschaft beschleunigen. Wie sich

---

1 Für bibliographische Hinweise vgl. PEYER & GROTH 1996; 16ff. Möglichkeiten, das generische Maskulin zu umgehen, bieten Beidnennung, neutrale Berufs- und Funktionsbezeichnungen etc. (ausführlicher in SAMEL 1995; 70ff. & DOLESCHAL 1992).

2 Auch in linguistischen Kreisen war diese feministische Sichtweise jedoch äusserst umstritten (vgl. BRAUN et al. 1998; 266).

Bulletin suisse de linguistique appliquée
No 72, 2000, 135-148 • ISSN 1023-2044
© 2000 Institut de linguistique
Université de Neuchâtel

der Einfluss der Sprachform auf die Kognition jedoch konkret gestaltet, dazu gibt es erst wenige empirische Untersuchungen[3].

1. Das Problem der assoziativen Prädominanz der Männer

Die Studien von KLEIN (1988), BRAUN et al. (1998) und KHOSROSHAHI (1989), deren Ergebnisse ich im Folgenden kurz vorstelle, haben gezeigt, dass die explizite sprachliche Sichtbarmachung von Frauen in der geschlechtsunspezifischen Personenreferenz bei den Rezipierenden nur bedingt zu einer kognitiven Veränderung hinsichtlich der weiblichen Repräsentanz führt[4].

Kleins empirische Untersuchung (1988)[5] kann belegen, dass in Texten, die auf Situationen referieren, welche von den Geschlechtern in der Realität etwa paritätisch besetzt sind, die Verwendung von Doppelformen[6] keineswegs dazu führt, dass Frauen und Männer gleich häufig assoziiert werden. Zwar nimmt die *«Prädominanz der Assoziation <Mann>»* (KLEIN 1988; 316) bei Verwendung von Doppelformen statt generischer Maskulina etwas ab, doch kommt es nicht zu einer Gleichverteilung der Assoziationen[7]. Darüber hinaus weisen Kleins Ergebnisse indirekt die Situationsabhängigkeit des Verhältnisses der Assoziationen nach. So sinkt die Prädominanz der Assoziation <Mann> bei Beidnennung deutlich in Texten, die auf Situationen verweisen, in deren sozialer Realität Frauen quantitativ dominieren (z. B. Einkauf im Tante-Emma-Laden oder im Supermarkt) und erreicht bei

---

3 Für weitere Literaturhinweise vgl. BRAUN et al. 1998; 266-269.

4 Vgl. auch die Studie von SCHEELE & GAULER 1993.

5 Grundlage der Untersuchung bilden als geschlechtsneutral angenommene Texte bestehend aus zwei Sätzen, deren erster Satz in Untersuchung A das generische Maskulin, in B Doppelformen enthält. Den zweiten Satz müssen die Versuchspersonen durch eine Anredeform (*Herr*, *Frau*) oder einen Vornamen zu einem gesetzten Nachnamen vervollständigen. Damit nehmen sie eine Geschlechtsspezifizierung vor, die als Hinweis auf die mit der Personenbezeichnung verbundene Assoziation interpretiert werden kann.

Zwar weist die Studie, wie BRAUN et al. (1998; 267) zu Recht kritisieren, einige methodische Mängel auf (z. B. Auftreten unkontrollierbarer Kontexteffekte, Vermischung generischer und spezifischer Referenz von Personenbezeichnungen), doch werden die Ergebnisse meines Erachtens dadurch nicht wertlos.

6 *Doppelform* (synonym: *Beidnennung*) bezieht sich im Folgenden ausschliesslich auf die gleichzeitige Verwendung der vollen männlichen und weiblichen Personenbezeichnung (z.B. *Bürger/Bürgerin*). Allfällige kognitive Effekte, welche durch die Kürzung dieser «Vollformen» verursacht werden, seien damit ausgeklammert.

7 Mit der Verwendung von Doppelformen statt generischer Maskulina wird <Frau> von 30% der Versuchspersonen (vorher 20%) assoziiert gegenüber der Assoziation <Mann> in 61% (vorher 69%) der Fälle (KLEIN 1988; 314f. & 317).

männlichen Versuchspersonen einen Wert von 41% Assoziationen <Frau> (gegenüber unter 20% bei Verwendung des generischen Maskulins). Bei weiblichen Versuchspersonen kehrt sich das Verhältnis um: Sie assoziieren in solchen Texten häufiger eine weibliche Person als eine männliche.

Die Untersuchung von BRAUN et al. (1998) revidiert diese Ergebnisse etwas. Die Autorinnen gehen von der Hypothese aus, dass die verschiedenen Formen generisch verwendeter Personenbezeichnungen (generisches Maskulin, Neutralform, Beidnennung) entsprechend dem steigenden Grad der sprachlichen Präsenz von Frauen bei Versuchspersonen (Vpn) zu einem höheren geschätzten Frauenanteil der bezeichneten Gruppe führen. Zur Überprüfung dieser These haben sie zwei Experimente durchgeführt. Die Grundlage beider Experimente – zur Ausschaltung unkontrollierbarer Kontexteffekte mit je anderer kontextueller Einbettung der Personenbezeichnungen – bildet ein fiktiver Zeitungstext, der einerseits hinsichtlich der Form der verwendeten Personenbezeichnungen, andererseits hinsichtlich der geschlechtspezifischen Kontextbias variiert wird[8]. Zudem wird das Geschlecht der Vpn als Variable miteinbezogen.

Die Ergebnisse der Experimente nun zeichnen ein sehr komplexes Bild, im vorliegenden Zusammenhang sind jedoch nur die allgemeinen Schlüsse wichtig, die sich aus den Experimenten ziehen lassen: 1. Die Hypothese, dass mit zunehmender Repräsentanz von Frauen in der Sprachform auch der assoziierte Frauenanteil ansteigt, lässt sich für bestimmte Kontexte und Vpn-Gruppen[9] belegen. Ein Wechsel der Sprachform kann die kognitive Repräsentanz bzw. den geschätzen Frauenanteil also verändern. 2. Lässt sich ein solcher Einfluss nachweisen, bewirkt die Verwendung von Beidnennung (statt generischem Maskulin oder Neutralform) die höchsten geschätzten Frauenanteile.

Die Studie von KHOSROSHAHI (1989) beschäftigt sich mit der pronominalen Personenreferenz[10], wobei ihre Ergebnisse diejenigen von KLEIN (1988) und

---

8 Die geschlechtsspezifische Kontextbias («typisch weiblicher», «typisch männlicher», «neutraler» Kontext) haben BRAUN et al. in empirischen Prätests erruiert. Damit kann «Kontext» als Variable operationalisiert werden, was im Unterschied zu KLEIN (1988) eine systematische Überprüfung der Kontexteffekte ermöglicht (vgl. 1998; 270f.).

9 Bemerkenswerterweise lässt sich die These in Bezug auf die verschiedenen Kontexte nur je für männliche *oder* weibliche Vpn, nicht aber für beide Vpn-Gruppen gleichzeitig belegen. Die Assoziationen sind also auch abhängig vom Geschlecht der Vpn.

10 Das englische Pronominalsystem ist in Bezug auf die formale Identität des generischen und des maskulinen Personalpronomens bzw. auf die Ersetzungsmöglichkeiten des generischen Maskulins mit dem deutschen vergleichbar.

BRAUN et al. (1998) in Bezug auf den Einfluss des Sprachbewusstseins trotz der Fokussierung auf Pronomen ergänzen. Jedoch lassen sich meine weiteren Ausführungen nur bedingt auf die pronominale Personenreferenz beziehen.

Khosroshahi hat an US-amerikanischen CollegestudentInnen untersucht, welche Assoziationen diese in generischen, das heisst geschlechtsunspezifischen Sätzen mit den Pronomen *he*, *he or she* oder *they*[11] (bzw. den jeweiligen Deklinationsformen) verbinden. Diese Daten hat sie mit Informationen darüber kontrastiert, welche Art der generischen Bezugnahme die StudentInnen selbst in Aufsätzen verwenden. Dabei hat sich herausgestellt, dass Studentinnen, die selbst weibliche Pronomen (mit)verwenden (z. B. in der Beidnennung; nach KHOSROSHAHI (1989; 510) «reformierte» (*reformed*) Sprachverwendung), geringfügig häufiger <Frau> als <Mann> assoziieren, während bei ihren Kolleginnen mit «traditioneller» (*traditional*) Sprachverwendung das Verhältnis zugunsten der Assoziation <Mann> bestehen bleibt. Die männlichen Versuchspersonen zeigen in Abhängigkeit von ihrem eigenen Sprachgebrauch keine Unterschiede; unabhängig vom eigenen Sprachgebrauch assoziieren sie in den meisten Fällen <Mann>. Reformierter Sprachgebrauch hat bei Männern demnach kaum einen Einfluss auf die Assoziation, die mit einem geschlechtsneutralen Personalpronomen verbunden wird. Den Grund für diese Unempfindlichkeit vermutet KHOSROSHAHI (1989; 521f.) im unterschiedlichen Grad der Einsicht, die zur Verhaltensänderung geführt habe. Sie nimmt an, die Änderung des Sprachgebrauchs sei bei den männlichen Versuchspersonen eher aufgrund eines äusseren Anpassungsdrucks zustande gekommen, während Frauen mit reformiertem Sprachgebrauch eine tiefere Einsicht in die sprachliche Ungleichbehandlung der Geschlechter zu ihrer sprachlichen Verhaltensänderung veranlasst habe. Falls diese Vermutung zutrifft, wäre daraus abzuleiten, dass eine Änderung des Sprachgebrauchs zwar auf eine Bewusstseinsänderung hindeuten kann, aber nicht zwangsläufig muss. Ausserdem beobachtet Khosroshahi in den Assoziationen einen allgemeinen «Genderzentrismus» (KHOSROSHAHI 1989; 519): Nach Khosroshahi tendieren Versuchspersonen dazu, in nicht eindeutig geschlechtsspezifizierten Situationen eine Person des eigenen Geschlechts zu assoziieren. Diese Tendenz ist in ihrer Untersuchung einzig bei Studentinnen mit traditionellem Sprachgebrauch

---

11 Bei *they* handelt es sich um ein Singularpronomen, das sprechsprachlich zur geschlechtsunspezifizierten Referenz verwendet wird und gemäss Khosroshahi von den CollegestudentInnen in derselben Funktion in die schriftliche Sprache übernommen wird (KHOSROSHAHI 1989; 512f. und EHRLICH & KING 1992;155).

nicht nachzuweisen[12]. Sie stellen sich wie ihre männlichen Kollegen mehrheitlich eine männliche Person vor, wenn der Kontext in Bezug auf Gender ambig ist.

Ausgehend von diesen Beobachtungen werde ich nun auf das Verhältnis von Personenbezeichnungen und kognitiven Kategorien eingehen.

2. Personenbezeichnungen und Kognition

Sprachliche Äusserungen haben immer auch eine kognitive Funktion. Darüber scheint man sich in der Forschung einig zu sein[13]. Doch obwohl Personenbezeichnungen im sprachlichen Alltag von zentraler Bedeutung sind, ist ihre kognitive Funktion von linguistischer Seite noch kaum untersucht worden. WENGELER (1993 & 1994) beispielsweise beruft sich zwar auf die kognitive Funktion von Personenbezeichnungen. Er sieht die *«bewußtseinslenkende»* bzw. *«bewußtseinskonstituierende Kraft sprachlicher Benennungen»* (1994; 736) in der genuinen Verbindung von unterschiedlichen Einstellungen und Haltungen mit bestimmten Bezeichnungen, so *«daß durch die Kennzeichnung eines Sachverhalts»* oder einer Person in einer bestimmten Weise *«eine bestimmte politische [oder gesellschaftliche; C.S.] Sichtweise schon nahegelegt wird»* (WENGELER 1993; 5). In der Entscheidung für eine bestimmte – und damit implizit gegen eine andere alternative – Personenbezeichnung steckt also sprachliches Handlungspotential[14]. Doch auch Wengeler geht über den Hinweis auf das Zusammenspiel von Sprache und Kognition nicht hinaus. Er lässt offen, wie sich Sprache und Kognition konkret zueinander verhalten. Mit Verweis auf die Ergebnisse der Studien von KLEIN (1988), BRAUN et al. (1998) und KHOSROSHAHI (1989) ist jedoch bereits an dieser Stelle festzuhalten, dass es sich nicht um eine Eins-zu-eins-Abbildung von Kognition in Sprache handeln kann, da Beidnennungen sonst zu Assoziationen führen müssten, in welchen die

---

12 Eine Erklärung für diese Ausnahme liefert Khosroshahi nicht. In Übereinstimmung mit der Beobachtung, dass weibliche Versuchspersonen mit reformiertem Sprachgebrauch vermehrt <Frau> assoziieren, ist jedoch anzunehmen, dass das Vorhandensein eines Bewusstseins, das zum reformierten Sprachgebrauch geführt hat, Frauen auch dazu veranlasst, den traditionell gesellschaftlich verankerten Androzentrismus zugunsten eines Genderzentrismus aufzugeben.

13 So basiert die sozialpsychologisch fundierte linguistische Stereotypenforschung auf der Annahme des Zusammenwirkens von Sprache und Kognition (vgl. u.a. QUASTHOFF 1973 & 1998; MAAS & ARCURI 1996; SCHAFF 1980; ZYBATOW 1995). Jedoch wird meist nicht näher darauf eingegangen, worin dieses Zusammenwirken konkret besteht. Mit Berufung auf die Plausibilität wird ein solcher Zusammenhang vielmehr unkommentiert vorausgesetzt.

14 Vgl. auch BREUER-AL-SHOMALI 1997.

Geschlechter paritätisch vertreten sind, was jedoch nur in ganz speziellen Kontexten der Fall ist.

3. Ein Modell der sozialen Kategorisierung

Ein Ansatz, der eine mögliche Erklärung für die Prädominanz männlicher Assoziationen trotz sprachlicher Gleichbehandlung liefert, ist das Modell der sozialen Kategorien von Harvey Sacks[15], das in jüngerer Zeit von der ethnomethodologisch orientierten Konversationsanalyse bzw. der linguistischen Stereotypenforschung aufgenommen worden ist (einen Forschungsüberblick bietet Hausendorf im Druck; 1–42).

Soziale Kategorien sind überindividuelle kognitive Grössen, die in der Interaktion u.a. der Zuordnung von Personen zu sozialen Gruppen dienen.

> Soziale Kategorien [...] ermöglichen die Bezugnahme auf Personen unter dem Aspekt ihrer Zugehörigkeit zu solchen Gruppen, und sie fokussieren die Aufmerksamkeit auf Personen in ihrer Eigenschaft als Mitglieder sozialer Gruppen [...]. (Hausendorf im Druck; 3)

Abhängig vom Fokus der Interaktion kann eine Person unterschiedlich kategorisiert werden, so z. B. als «Frau» (nach Geschlecht), als «Seniorin» (nach Alter), als «Lehrerin» (nach Beruf), als «Fussballerin» (nach Hobby), als «Rednerin» (nach aktueller Tätigkeit) etc. Eine Möglichkeit der expliziten Benennung von Zugehörigkeit ist die Verwendung von Kategorie- bzw. Personenbezeichnungen[16]. Ihnen kommt im Unterschied zu Eigennamen nebst einem Identifikations- vor allem auch ein hoher Charakterisierungswert zu, das heisst, über das Zuordnen einer Person zu einer Gruppe hinaus dienen Personenbezeichnungen dem Zuschreiben und Bewerten:

> Die Darstellung von Zugehörigkeit wird mit der Darstellung von Eigenschaften und Verhaltensweisen verknüpft, die sich aus der Zugehörigkeit ergeben bzw. als zugehörigkeitsspezifisch definiert werden [...]. (Hausendorf im Druck; 3)

Dabei vereinigt eine Kategorie in sich sowohl semantische Merkmale im strengen Sinn als auch pragmatische und kontextuelle Informationen, gewohnheitsmässige Rechte, Pflichten etc., die in irgendeiner Art (typischerweise) mit dieser Kategorie in Verbindung gebracht werden. Die Herstellung von Zugehörigkeit bzw. das Aufrufen einer Kategorie geschieht also über Eigenschaften und Verhaltensweisen – kategoriegebundene Merkmale

---

15 Das Modell basiert auf Ideen aus Sacks' nur auszugsweise veröffentlichter Dissertation, auf Vorlesungstranskripten aus den 60er Jahren, die z.T. erst 1992 posthum erschienen sind, und auf einzelnen Artikeln aus den frühen 70er Jahren (vgl. HAUSENDORF im Druck; 8).

16 Obwohl selbstverständlich nicht jede Personenbezeichnung als Kategoriebezeichnung fungiert, werde ich die beiden Begriffe im Folgenden synonym verwenden.

(*category-bound activities*[17]) –, die einer Person zugeschrieben bzw. durch einen sprachlichen Verweis auf die kognitive Kategorie evoziert werden. Allein die Aktualisierung einer Kategorie durch eine personale Referenzform[18] ruft also die zugehörigen kategoriegebundenen Merkmale auf, ohne diese aber explizit zu verbalisieren[19].

Umgekehrt lässt sich anhand kategoriegebundener Merkmale die Zugehörigkeit einer Person zu einer sozialen Gruppe bestimmen, das heisst ein oder mehrere Merkmale identifizieren eine Referenzfigur als zugehörig zu einer Kategorie. Das Beispiel, das Sacks zur Illustration wiederholt zitiert, ist die Kindererzählung: *«The baby cried. The mommy picked it up.»* (u.a. SACKS 1986; 330 & 1992; 236ff.)[20]. Die mit *the baby* bezeichnete Person wird darin mit Hilfe des Verbs *cried* der Kategorie «Kleinkind» als Mitglied zugewiesen – *cried* fungiert als katoriegebundenes Merkmal. Andere Hinweise, welche diese Kategorisierung ebenfalls stützen sind *mommy* (als Personenbezeichnung aus derselben Kategoriensammlung, vgl. unten) und *picked...up* (als passivische Handlungszuschreibung und kategoriegebundenes Merkmal der mit *mommy* bezeichneten Kategorie). In einem anderen sprachlichen Kontext hätte *baby* auch Kategorien wie «Frau», «Tochter» (mit unbestimmtem Alter), «Lebewesen» etc. aufrufen können. Die meisten Personenbezeichnungen sind nämlich nicht monosem, das heisst, sie sind in ihrer kognitiven Ausgestaltung und in ihrer Möglichkeit zur Kategorisierung mehrdeutig, so dass sie, um kategorisierend wirksam zu werden, einer kontextuellen Konkretisierung bedürfen, welche im vorliegenden Fall u.a. von *cried* geleistet wird. Jedoch ist zu

---

17 In Bezug auf *«Eigenschaften und Verhaltensweisen»* (HAUSENDORF im Druck; 3), aufgrund derer Kategoriezugehörigkeiten zugewiesen werden, prägt Sacks den Begriff der *category-bound acitvities* (z. B. 1986; 335ff. & 1992; 248f.). Die Beschränkung auf *activities* greift meines Erachtens jedoch zu kurz. Ich schliesse mich deshalb JAYYUSI (1984; 35) an, die in ihrer Weiterentwicklung des Sacksschen Modells den Begriff der *category-bound activities* um kategoriegebundene Verpflichtungen, Rechte, kategoriegebundenes Wissen, konventionell erwartete Eigenschaften, Gewohnheiten, Verhaltensweisen, Überzeugungen etc. erweitert und allgemeiner von *category-bound features*, also von kategoriegebundenen Merkmalen spricht (vgl. auch die Diskussion in KESSELHEIM 1998; 133).

18 *Personale Referenzform* meint alle expliziten wie impliziten Formen der sprachlichen Referenz auf Personen, das heisst *«alle möglichen benennenden bzw. bezeichnenden, kennzeichnenden bzw. beschreibenden (‚deiktischen') Bezugnahmen auf Personen»* (HAUSENDORF im Druck; 34). Im vorliegenden Zusammenhang interessieren jedoch ausschliesslich die (nominalen) Personenbezeichnungen.

19 SACKS (1992; 40f.) spricht in diesem Zusammenhang vom Inferenzreichtum (*inference rich*) von Kategorien (vgl. auch HAUSENDORF im Druck; 8).

20 HAUSENDORF (im Druck; 8f.) kritisiert zu Recht Sacks' Analyse dieses Beispiels als oberflächlich und unvollständig. Da die Kritik den grundlegenden Mechanismus der Kategorisierung jedoch nicht tangiert, werde ich mich dennoch an Sacks' Beispiel-Analyse anlehnen (vgl. SACKS 1992; 236ff.).

betonen, dass normalerweise nicht ein einzelnes Merkmal eine (eindeutige) Kategorisierung ermöglicht, zumal Merkmale in der Regel verschiedenen Kategorien als kategoriegebundene *features* zugeschrieben werden können. Für die Kategorisierung kommt es also auf das Zusammenwirken von kategoriegebundenen Merkmalen, Kategorie / Kategoriebezeichnung und sprachlichem Kontext an.

Den Hintergrund für das Funktionieren sozialer Kategorisierung bildet dabei die Tatsache, dass *«[j]ede personale Referenzform, die nicht Eigenname oder Pronomen ist, [...] auf eine Kategoriensammlung und damit auf ein soziales Ordnungssystem unter anderen möglichen»* (QUASTHOFF 1998; 49) verweist. Soziale Kategorien stehen also nicht isoliert, sondern sind in Kategoriensammlungen (*Geschlecht*, *Alter*, *Beruf*, etc.) eingebunden, die mehrere Kategorien zu einer Einheit zusammenfassen. So muss *baby* aufgrund der kategoriegebundenen Merkmale *cried*, *to be picked up,* etc. im obigen Beispiel als Mitglied der Kategorie «Kleinkind» und damit der Kategoriensammlung «Lebensalter» zugehörig gelesen werden, obwohl auch eine Zuordnung zur Sammlung «Familie» möglich wäre, welche von der Kategoriebezeichnung *mommy* ebenfalls aktualisiert wird. In dieser Sammlung würde *baby* jedoch auch erwachsene Söhne und Töchter bezeichnen, so dass *cried* als kategoriegebundenes Merkmal eine solche Kategorisierung stören bzw. einer solchen Kategorisierung widersprechen würde.

Abschliessend soll noch einmal auf die komplexe Wechselwirkung hingewiesen werden, die zwischen Kategoriebezeichnung und damit implizit aufgerufener Kategorie und Kategoriensammlung, kategoriegebundenen Merkmalen und Kontext besteht. Für die an der sozialen Kategorisierung beteiligten Faktoren lässt sich denn auch keine Wirkungsrichtung bestimmen, vielmehr existieren zahlreiche Interdependenzen, wobei jeder Faktor die anderen dynamisch mitbeeinflusst.

4. Kategorisierung und kognitive Repräsentanz

Wie lässt sich nun erklären, dass in den referierten Untersuchungen Frauen und Männer trotz der formalen sprachlichen Gleichbehandlung in kaum einem der untersuchten Fälle paritätisch assoziiert werden?

Ein wichtiger Ansatzpunkt findet sich bei KLEIN (1988) und vor allem bei BRAUN et al. (1998) mit dem Nachweis der Situations- bzw. Kontextrelevanz. Beide Studien zeigen, dass der umgebende Kontext, in dem eine Personenbezeichnung steht, das Verhältnis männlicher und weiblicher Assoziationen

massgeblich beeinflusst[21]. Es ist davon auszugehen, dass viele Situationen geschlechtsspezifisch geprägt sind, das heisst, dass von den darin typischerweise vorkommenden Personen eine bestimmte Geschlechts- und damit Kategoriezugehörigkeit erwartet wird. So ist also nicht vor allem das grammatische Geschlecht einer Personenbezeichnung für die geschlechtliche Ausprägung einer Assoziation ausschlaggebend (obwohl sich grammatisches und assoziiertes Geschlecht wohl eher selten widersprechen), sondern das assoziierte Geschlecht bestimmt sich in Abhängigkeit von der aktualisierten Situation und der damit verbundenen Kategorie. Auch bei der Beidnennung wäre für die Assoziation folglich die situations- bzw. kategorietypische Geschlechtszugehörigkeit zu erwarten, wobei BRAUN et al. (1998) in ihrer Studie für die Beidnennung (im Unterschied zu maskulinen und neutralen Sprachformen) fast durchgängig die höchsten Frauenanteil-Schätzungen erhalten. In der aktuellen Situation werden diejenigen geschlechtsspezifischen kategoriegebundenen Merkmale der Kategorie explizit verbalisiert und/oder implizit, z. B. über die Nennung einer Kategoriebezeichnung aktiviert, welche typischerweise in dieser bestimmten Situation vorkommen und also am ehesten erwartet werden[22]. Aufgrund expliziter und impliziter kategoriegebundener Merkmale wird so ein Geschlecht gegenüber dem anderen für eine Assoziation präferiert. So führen beispielsweise bestimmte Wissenschaftsfelder, Sportarten und Situationen (z. B. eine Einkaufssituation oder der Kontext guter schulischer Leistungen; vgl. KLEIN 1988; 317 und BRAUN et al. 1998; 271), das heisst Kontexte, in deren sozialer Wirklichkeit Frauen entweder zahlenmässig dominieren oder das Zutreffen auf eine weibliche Person wahrscheinlicher erscheint, zu einem weit höheren geschätzten

---

21 Im Unterschied zur Studie von Klein, wonach Männer mit wenigen Ausnahmen weit häufiger *«primär konnotiert»* (KLEIN 1988; 312) werden als Frauen, zeigt die Studie von BRAUN et al. (1998) diesen Effekt nur sehr eingeschränkt. Die Autorinnen weisen nach, dass die Höhe der geschätzten Frauen-/Männeranteile massgeblich von der Kontextbias eines Textes beeinflusst wird: Genau genommen lässt sich eine Prädominanz der Konnotation <Mann> (unabhängig von der Sprachform) nur für neutrale Kontexte belegen – in typisch männlichen Kontexten spiegelt die Prädominanz hingegen die Realität wider. Betrachtet man die geschätzten Frauenanteile für typisch weibliche Kontexte, so zeigt sich ein völlig anderes Bild: Die Beidnennung führt in Experiment II bei männlichen Vpn zu einem geschätzten Frauenanteil von über 70 %. Dieser Wert liegt um mehr als 20 % höher als derjenige der weiblichen Vpn. Ein signifikanter Einfluss der Sprachform lässt sich denn auch nur für die männlichen Vpn nachweisen.

22 Der Begriff des kategoriegebundenen Merkmals bedeutet nicht zwingend, dass eine so bezeichnete Handlung nur vom einen Geschlecht ausgeführt werden bzw. dass eine Eigenschaft nur einem Geschlecht zukommen kann, sondern vielmehr, dass sie für das eine Geschlecht (proto)typisch ist und damit zur Kategorisierung einer Person als Mitglied dieser Geschlechtskategorie beiträgt, während sie für das andere Geschlecht unwichtig bzw. untypisch ist.

Frauenanteil als neutrale oder typisch männliche Kontexte[23]. Für männlich und weiblich geprägte Kontexte spiegeln die Assoziationen die reale kontextuelle Geschlechtsdominanz also annäherungsweise wider. Neutrale Kontexte hingegen, das heisst Situationen, welche beide Geschlechter gleichermassen betreffen, führen auch bei Beidnennung zu einer Prädominanz der Assoziation <Mann> und damit zu einem zahlenmässigen Ungleichgewicht zwischen Assoziationen und Realität[24]. Wenn der Kontext die Geschlechtsspezifizierung zugunsten weiblicher Assoziationen also nicht steuert, werden Frauen seltener assoziiert als ihre reale Präsenz erwarten liesse. KHOSROSHAHI (1989; 517) fasst dieses Phänomen unter dem Begriff des Androzentrismus. Wie BRAUN et al. (1998; 277) nachweisen, scheint sich an diesem Androzentrismus bis heute kaum etwas geändert zu haben.

Dabei stellt sich die Frage, ob die verwendeten Personenbezeichnungen und die von diesen evozierten Kategorien womöglich – unbeeinflusst vom neutralen Kontext – für das eine Geschlecht leichter «zugänglich» sind als für das andere.

Kategorien, als deren sprachliche Etikette Kategoriebezeichnungen fungieren, widerspiegeln zwar gesellschaftliche Verhältnisse (vgl. EHRLICH & KING 1992; 156), sie sind als Speicher gesellschaftlichen Wissens gegenüber gesellschaftlichen Veränderungen aber sehr träge oder bleiben stabil, auch wenn sich die gesellschaftliche Realität verändert hat[25]. Sie sind nicht Abbil-

---

23 Bei männlichen Versuchspersonen bleibt die Prädominanz der Assoziation <Mann> häufig bestehen. Dass dies jedoch nicht mehr als eine Tendenz ist, zeigen die Ergebnisse von BRAUN et al. (1998; 273 & 277).

24 Mit der Operationlisierung des Kontexts (vgl. BRAUN et al. 1998; 270f.) wird dessen geschlechtsbezogene Bias kontrollierbar, so dass sich die Frage nach der Diskrepanz zwischen «Glaube» (das heisst einer bloss vorgestellten Geschlechtsneutralität) und Wirklichkeit, wie sie KLEIN (1988; 318) aufwirft, nicht mehr stellt.

25 Die neuere Stereotypenforschung hat gezeigt, dass *soziale Kategorie* und *Stereotyp* eigentlich dasselbe Phänomen bezeichnen (vgl. den Überblick von REDDER 1995; 315), so dass das Charakteristikum der weitgehenden Unveränderbarkeit bzw. der Unzugänglichkeit für persönliche Erfahrung (vgl. QUASTHOFF 1987/88; 786ff. & ZYBATOW 1995; 20) auch auf Kategorien zu beziehen ist.

Die Annahme von der relativen Stabilität sozialer Kategorien widerspricht dabei der Vorstellung des Aushandelns von Kategorisierungen bzw. des Füllens von Kategorien im Gespräch, wie sie neueren Arbeiten zur Kategorisierung zugrunde liegt (vgl. z. B. CZYZEWSKI et al. 1995, HAUSENDORF im Druck, KESSELHEIM 1998), nur vordergründig. Meist wird auch hier ein kategorieller Kern, das heisst ein Minimum an kategoriegebundenem Wissen vorausgesetzt, auf dem die Kategorisierung im Gespräch aufbaut. Ein solcher kategorieller Kern liefert das Raster für die kommunikative Ausdifferenzierung und Konkretisierung einer Kategorie. Ausserdem gewinnt das Aushandeln von Kategorisierungen vor allem dann an Wichtigkeit, wenn alte Kategorisierungen nicht mehr anwendbar sind und neue geschaffen werden müssen (z. B. im Ost-West-Dialog in Deutschland, vgl. z. B. HAUSENDORF im Druck; CZYZEWSKI et al. 1995).

dungen der Realität, sondern mentale Repräsentationen von prototypischen Vorstellungen, von Verallgemeinerungen über bestimmte Personengruppen und können im Extremfall der Realität auch widersprechen (vgl. QUASTHOFF 1987/88; 785 & ALLPORT 1971; 198). Beispielsweise würden Versuchspersonen im Satz *Die Apothekerin/Der Apotheker kontrollierte das Rezept der Kundin*. die Berufsperson vermutlich häufiger als <Mann> assoziieren, da sich die Berufsbezeichnung *Apotheker* traditionell auf männliche Referenzpersonen bezieht. Dem steht in der Realität entgegen, dass im März 2000 über 80% der Mitglieder (mit Diplom) des Schweizerischen Apothekervereins [sic!] weiblichen Geschlechts sind und dass das Studium der Pharmazie – in der Schweiz – seit Jahren als typisches Frauenfach gilt[26]. Die Kategoriebezeichnung *Apothekerin* bzw. die Assoziation einer weiblichen Referenzperson wäre der realen Geschlechterverteilung also häufiger angemessen. Eine Veränderung der Kategorie, und diese wäre für höhere weibliche Assoziationswerte meines Erachtens notwendig, ist aufgrund der Trägheit gesellschaftlicher Stereotype jedoch heute noch nicht zu erwarten.

In Begriffen der Sacksschen Kategorisierung wäre dieses «Missverhältnis» zwischen Assoziationen und Wirklichkeit folgendermassen zu interpretieren: Mit dem Aufrufen einer Kategorie durch die entsprechende Kategoriebezeichnung werden auch die zugehörigen kategoriegebundenen Merkmale aktiviert. Wird nun das Geschlecht der Referenzperson über das Genus der Bezeichnung an der sprachlichen Oberfläche nicht fixiert, sondern werden wie bei der Beidnennung beide Genera explizit verbalisiert, können die Rezipierenden für ihre Assoziation diejenige Geschlechtszugehörigkeit wählen, die mit den kategoriegebundenen Merkmalen besser korrespondiert. Da bei *Apothekerin/Apotheker* gewisse kategoriegebundene Merkmale traditionell eher der Kategorie «Mann» zukommen (z. B. akademische Bildung, intellektuell anspruchsvolle Tätigkeit, leitende Position etc.), dürfte trotz Beidnennung häufiger eine männliche Referenzperson assoziiert werden als eine weibliche.

---

26 Gemäss den Angaben des Bundesamts für Statistik haben 1998 gesamtschweizerisch 165 Personen, davon 134 Frauen, das Studium der Pharmazie abgeschlossen (der Anteil männlicher Studienabgänger bewegt sich von 1989 bis 1998 zwischen 18,8% und 32,4%). Im Schweizerischen Apothekerverein [sic!] sind 2'161 von 2'658 Mitgliedern mit Diplom weiblichen Geschlechts (Stand März 2000).

5. Fazit

Wie ich hoffe gezeigt zu haben, kann die rein formale sprachliche Sichtbarmachung von Frauen (z. B. durch die Ersetzung generischer Personenbezeichnungen durch die Beidnennung) zwar einen gewissen kognitiven Effekt erzielen, der das ungleiche Verhältnis in der Wahrnehmung zugunsten der Frauen etwas verbessert, doch führt die sprachliche Gleichbehandlung der Geschlechter nicht automatisch zur gleichen kognitiven Repräsentanz von Mann und Frau[27]. Solange die Veränderungen jedoch an der sprachlichen Oberfläche bleiben, wirken sich diese nur beschränkt auf die Kognition der SprachbenutzerInnen bzw. auf gesellschaftlich verankerte Kategorien und Stereotype aus.

Vor allem zwei Schwierigkeiten stellen sich einer realitätsabbildenden kognitiven Repräsentation weiblicher Personen in den Weg:

1. Bei der Beidnennung bestimmen die mit einer Kategorie verbundenen geschlechtsspezifischen kategoriegebundenen Merkmale, also die innere Struktur einer Kategorie über das Geschlecht der assoziierten Referenzperson. Kategorien, für welche die Geschlechtszugehörigkeit nur eine untergeordnete Rolle spielt, sind dabei vermutlich nicht nach dem Genus differenziert, das heisst, die maskuline und die feminine Kategoriebezeichnung referieren auf dieselbe Kategorie, so dass das Merkmal der Geschlechtszugehörigkeit vom übrigen Kategoriewissen, das heisst von anderen kategoriegebundenen Merkmalen überlagert wird. Kategoriegebundene Merkmale spiegeln dabei gesellschaftliche Vorstellungen wider und müssen der Realität keineswegs entsprechen. Sind diese anderen kategoriegebundenen *features* in der Mehrzahl typische Zuschreibungen männlicher Kategorien, so löst die Kategoriebezeichnung trotz Beidnennung eher eine männliche als eine weibliche Assoziation aus.

2. Auch wenn eine Kategorie hinsichtlich der Geschlechtszugehörigkeit der Mitglieder nicht spezifiziert und die Geschlechtszugehörigkeit einer Referenzperson aufgrund der Beidnennung im Text grammatisch nicht festgelegt ist, finden sich im sprachlichen und aussersprachlichen Kontext

---

27 Dabei darf nicht angenommen werden, dass Männer grundsätzlich tiefere Frauenanteile schätzen als Frauen – bisweilen ist das Gegenteil der Fall. Diese Annahme, die noch KLEIN (1988) und KHOSROSHAHI (1989) postulieren, hat die Untersuchung von BRAUN et al. (1998) als Fehlmeinung entlarvt. Vielmehr reagieren männliche Vpn auf Beidnennung in weiblichen Kontexten weit sensibler, das heisst massiv stärker als weibliche Vpn

der Personenbezeichnung meist dominante Hinweise auf ein bestimmtes Geschlecht. Diese Kontextbias macht das Vorkommen entweder einer weiblichen oder einer männlichen Person wahrscheinlicher, situationsadäquater und bestimmt so die prädominante Assoziation. Jedoch haben die Experimente von BRAUN et al. (1998; 277) gezeigt, dass Beidnennungen in männlichen Kontexten bei männlichen Versuchspersonen zu einer Überschätzung des Frauenanteils führen, während der Anteil der Frauen in neutralen und weiblichen Kontexten eher unterschätzt wird und dies nicht zuletzt von weiblichen Versuchspersonen.

Abschliessend lässt sich also festhalten, dass eine Sprachgebrauchsänderung, welche weibliche Referenzpersonen an der sprachlichen Oberfläche explizit macht, zwar unumgänglich ist, dass sich allein damit die gleichwertige kognitive Präsenz von Frauen aber nicht bewerkstelligen lässt. Vielmehr muss parallel dazu z. B. durch die Bewusstmachung der Problematik versucht werden, die verdeckte, kognitiv verankerte geschlechtliche Prägung von Kategorien, kategoriegebundenen Merkmalen und Situationen aufzubrechen, so dass die Beidnennung auch entsprechend ihren grammatisch angelegten Möglichkeiten in der kognitiven Umsetzung eine Entsprechung findet. Der Faktor Zeit – dies eine eher ernüchternde Feststellung – darf in diesem Zusammenhang aber nicht vernachlässigt werden. Personenbezeichnungen evozieren kognitive Kategorien. Kognitive Kategorien sind als gesellschaftlich verankerte Wissensbestände jedoch *per definitionem* äusserst schwer zugänglich für gesellschaftliche Veränderungen. Aufgrund der Notwendigkeit der Veränderung mentaler Kategorien kann also erst nach Jahren, wenn nicht Jahrzehnten damit gerechnet werden, dass sich die feministischen Bestrebungen zur sprachlichen Sichtbarmachung von Frauen auch wirklich in veränderten Assoziationswerten niederschlagen und der geschätzte Frauenanteil im Idealfall der Realität entspricht.

LITERATUR

ALLPORT, G. W. (1971): *Die Natur des Vorurteils*, Köln, Kiepenheuer & Witsch.

BRAUN, F., GOTTBURGSEN, A., SCZESNY, S. & STAHLBERG, D. (1998): «Können Geophysiker Frauen sein? Generische Personenbezeichnungen im Deutschen», *Zeitschrift Germanistische Linguistik*, 26.3, 265–283.

BREUER-AL-SHOMALI, R. (1997): «Vom <ausländischen Mitbürger> zur <schwarzen Sau>. Alltagskommunikation zum Thema <Ausländer>«, In: JUNG, M., WENGELER, M. & BÖKE, K. (Hrsg.), *Die Sprache des Migrationsdiskurses*, Opladen, Westdeutscher Verlag, 315–325.

CZYZEWSKI, M., GÜLICH, E., HAUSENDORF, H. & KASTNER, M. (Hrsg.) (1995): *Nationale Selbst- und Fremdbilder im Gespräch*, Opladen, Westdeutscher Verlag.

DOLESCHAL, U. (1992): *Movierung im Deutschen. Eine Darstellung der Bildung und Verwendung weiblicher Personenbezeichnungen*, Unterschleissheim, Lincom Europa.

EHRLICH, S. & KING, R. (1992): «Gender-based language reform and the social construction of meaning», *Discourse and Society,* 3 (2), 151–166.

HAUSENDORF, H. (im Druck): *Zugehörigkeit durch Sprache. Eine linguistische Studie am Beispiel der deutschen Wiedervereinigung*, Tübingen, Niemeyer.

HEINEMANN, M. (Hrsg.)(1998): *Sprachliche und soziale Stereotype*, Frankfurt a. M. [usw.], Lang, (Forum Angewandte Linguistik 33).

JAYYUSI, L. (1984): *Categorization and the Moral Order*, Boston [usw.], Routledge & Kegan Paul.

KESSELHEIM, W. (1998): «Interaktive Verfahren der Herstellung von Gruppen im Gespräch – Freiheit und Grenzen», In: HEINEMANN, M. (Hrsg.), *Sprachliche und soziale Stereotype*, Frankfurt a. M. [usw.], Lang, (Forum Angewandte Linguistik 33), 129–154.

KHOSROSHAHI, F. (1989): «Penguins don't care, but women do: A social identity analysis of a Whorfian problem», *Language in Society*, 18, 505–525.

KLEIN, J. (1988): «Benachteiligung der Frau im generischen Maskulin – eine feministische Schimäre oder psycholinguistische Realität?», In: OELLERS, N. (Hrsg.), *Germanistik und Deutschunterricht im Zeitalter der Technologie. Selbstbestimmung und Anpassung. Vorträge des Germanistentages Berlin 1987*, Band 1, Tübingen, Niemeyer, 310–319.

MAASS, A. & ARCURI, L. (1996): «Language and Stereotyping», In: MACRAE, N. C., STANGOR, C. & HEWSTONE, M. (eds.), *Stereotypes and stereotyping*, New York & London, Guilford Press, 193-226.

PEYER, A. & GROTH, R. (1996): *Sprache und Geschlecht*, Heidelberg, Groos, (Studienbibliographien Sprachwissenschaft 15).

PUSCH, L. F. (1984): *Das Deutsche als Männersprache*, Frankfurt a. M., Suhrkamp.

QUASTHOFF, U. M. (1973): *Soziales Vorurteil und Kommunikation*, Frankfurt a. M., Athenäum.

QUASTHOFF, U. M. (1987/88): «Linguistic Prejudice/Stereotypes», In: AMMON, U. et al. (Hrsg.), *Sociolinguistics/Soziolinguistik*, Bd. 1, Berlin [usw.], de Guyter (HSK 3.1), 785–799.

QUASTHOFF, U. M. (1998): «Stereotype in Alltagsargumentationen: Ein Beitrag zur Dynamisierung der Stereotypenforschung», In: HEINEMANN, M. (Hrsg.), *Sprachliche und soziale Stereotype*, Frankfurt a. M. [usw.], Lang, (Forum Angewandte Linguistik 33), 47–72.

REDDER, A. (1995): «<Stereotyp>: eine sprachwissenschaftliche Kritik», *Jahrbuch DaF*, 21, 311–329.

SACKS, H. (1986): «On the Analyzability of Stories by Children», In: GUMPERZ, J. J. & HYMES, D. (eds), *Directions in Sociolinguistics*, Oxford, Blackwell, 325–345.

SACKS, H. (1992): *Lectures on Conversation*, Vol. 1, ed. by JEFFERSON, G. Cambridge, MA: Blackwell Publishers.

SAMEL, I. (1995): *Einführung in die feministische Sprachwissenschaft*, Berlin, Schmidt.

SCHAFF, A. (1980): *Stereotypen und menschliches Handeln*, Wien, Europaverlag.

SCHEELE, B. & GAULER, E. (1993): «Wählen Wissenschaftler ihre Probleme anders aus als WissenschaftlerInnen? Das Genus-Sexus-Problem als paradigmatischer Fall der linguistischen Relativitätsthese», *Sprache & Kognition*, 12, Heft 2, 59–72.

WENGELER, M. (1993): «Asylantenflut im Einwanderungsland Deutschland – Brisante Wörter in der Asyldiskussion», *Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht*, 73, 2–30.

WENGELER, M. (1994): «Multikulturelle Gesellschaft oder Ausländer raus? Der sprachliche Umgang mit der Einwanderung seit 1945», In: STÖTZEL, G. (Hrsg.), *Kontroverse Begriffe*, Berlin, de Gruyter, 711–749.

ZYBATOW, L. N. (1995): *Russisch im Wandel*, Wiesbaden, Harrassowitz.